

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 40. Bromberg, den 18. Februar 1930.

Alexander Huene.

Ein Erdöl-Roman von Georg Urbat.

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Nervös tanzt der goldene Kneifer auf der breiten, fleischigen Nase Latwins. Rasch überfliegen seine Augen noch einmal das Paragraphenwerk des Vertrages. Und immer wieder irren die Augen ab, heften sich fragend und forschend auf das Gesicht Xenia Tsaturowas, als wenn er es immer noch nicht glauben könnte, daß dieser Vertrag, ein Meisterwerk diplomatischen Geschicks und des vieldeutigen Wortes, von dieser Frau sei, die jetzt schön, undurchdringlich, mit großen wie träumend geöffneten Augen durch das Fenster schaut.

Wer kennt eigentlich diese Frau, fährt es durch den Sinn Latwins, diese Frau, die es dankend abgelehnt hat, sich der herrschenden Partei anzuschließen, der die Revolution das Erbe eines großen Vermögens genommen, die dennoch ihre ungewöhnlichen Fähigkeiten in den Dienst des Landes gestellt hat? Wer kennt eigentlich diese schöne, schweigsame, undurchdringliche Frau, diese „Sphinx"?

Der Lederdeckel des Vertrages klappt zu. Latwin erhebt sich von seinem Schreibtisch. Auf Xenia Tsaturowa geht er zu. „Nochmals mein Kompliment, Xenia Gawrilowna," sagt er, „ein Meisterwerk. Und was soll der Lohn sein, wenn es unterzeichnet ist?"

Rot liegt die Genugtuung auf Xenia Tsaturowas Wangen. „Sie kennen meine Wünsche, Pawel Maximowitsch," sagt sie leise, „Europa . . ."

Und drüben von der anderen Seite des Zimmers, wo in dem weichen Klubsessel vergraben, die hohe breitschultrige Gestalt Boris Medwedjeffs mehr liegt als sitzt, blitzt es auf einmal auf unter halbverdeckten Lidern: ein sekundenlanger Blick zu Xenia Tsaturowa hinüber. Ein Blick schwer zu deuten. Ein Blick, der Abneigung, Haß, aber auch Leidenschaft, Liebe sein könnte.

Latwin zieht die Uhr. Ein Ausdruck ärgerlicher Besorgnis liegt auf seinem Gesicht. „Harris könnte auch pünktlicher sein," sagt er mit unwilliger Ungeduld — — —

*

Donnernd wälzt der Ozean seine Wellen gegen den menschenleeren Strand von Rokaway Beach. Hart pfeift es vom Meere her. Wolkenfetzen jagen über den Himmel, verdecken die Sonne, entblößen sie wieder.

Abseits von den leeren Hotels und den Villen des kleinen Badeortes, auf der schmalen Landzunge, den die Küste des Atlantischen Ozeans hier bildet, wenige Meilen von Newyork, in der glasgeschützten Veranda eines kleinen Landhauses sitzt ein wenig grämlich und doch munter John Hill, der große Petroleum-Magnat, mit William Parker, dem Sekretär, bei seinem einfachen Frühstück aus weichen Eiern, geröstetem Brot, etwas Butter, Marmelade und Tee. Ein Berg von Zeitungen liegt um die beiden Männer herum. Und alle bringen in großer Aufmachung das Bild John Hills, des Petroleumkönigs, der sich so selten in der Öffentlichkeit zeigt: wie er aus dem Portal seines Wolkenkratzers tritt, um die große Reise nach der Südsee anzutreten.

Mit einem diebisch-vergnügten Lächeln studiert John Hill immer wieder sein täuschendes Ebenbild. „Das hat Brown wirklich vorzüglich gemacht. Ein wundervoller Schauspieler. Ich selbst hätte mich nicht besser darstellen können. Ich gönne ihm die Reise in die Südsee. — Und was sagen die Zeitungen von der Börse, Parker?"

„Allgemeine Ratlosigkeit!"

„Unsere Aktien werden noch weiter fallen, Parker," sagt John Hill langsam und überlegend. „Morgen oder übermorgen werden wir billig wieder zurückkaufen können. Das Geschäft wird gut, Parker, und wenn an der Börse nicht schon ein Gewinn herausspringt, der sich gewaschen hat, dann bin ich wirklich der alte Trottel, den sie mich geheißen haben . . ."

Die Taschenuhr zieht John Hill. Auf den Tisch vor sich hin pflanzt er sie auf. Die siebente Morgenstunde zeigt die Uhr. Und teuflisch-spöttisch wird das Lächeln John Hills, des Alten.

„So," sagt er kurz auflachend, „jetzt haben sie es in London zwölf Uhr. Die ersten Zweifel, die ersten Beklemmungen werden sie nun wohl überwunden haben, die Herren von der Börse und die von der hohen Politik in der Downingstreet . . ."

„. . . und wo setzen wir nun eigentlich dieses drollige, deutsche Greenhorn, diesen Alexander Huene ein, Parker?" fährt er fort.

„Würde es sich nicht empfehlen, zuerst abzuwarten, ob London sich entschließt, mit Moskau zu brechen?" antwortet höflich und ernst der Sekretär.

„Der Bruch kommt, Parker, der Bruch kommt. — Aber Sie haben recht, soll das Greenhorn sich erst mal entschließen, an Bord zu gehen."

Und wieder schaut John Hill auf die Uhr.

„Jetzt kracht's in Moskau, Parker! — Jetzt wird Chester Harris vor die Bolschewiken hintreten und sagen: „Meine lieben Genossen, der Vertrag ist ja sehr schön, aber es paßt John Hill nicht mehr. Wirklich, es paßt ihm nicht mehr . . .""

Heiser, wie belfernd klingt das trockene, kurze Lachen John Hills durch die Veranda.

„Kommen Sie, Parker," machen wir unseren Spaziergang." — —

Nun, ganz so, wie die spöttische Phantasie John Hills es sich ausgemalt hatte, geschah es nicht.

Aber lähmend liegt das Warten über den drei Personen in dem Arbeitszimmer des stellvertretenden Kommissars für Außenpolitik. Ungeduldig trommeln die Finger Latwins auf der Platte des Schreibtisches, und der goldene Kneifer auf der Nase des breiten, nervös zuckenden Gesichtes tanzt einen gefährlichen Tanz: Chester Harris kommt nicht.

Telefone rasseln: Chester Harris ist nicht zu erreichen.

Da ein Bote — Ein Brief, persönlich an Xenia Tsaturowa abzugeben.

Xenia Tsaturowa erbleicht. Es ist ein kurzes Billett von Chester Harris:

„Hochverehrte Xenia Grigorjewna
Tsaturowa!

Eine unverständliche Anordnung Mister John Hills, des Präsidenten der „Newyork Oil=Company," zwingt mich, von der heute vorgesehenen Unterzeichnung unseres mühevoll aufgebauten Vertrages abzusehen. Wenn diese Zeilen Sie erreichen, hochverehrte Xenia Grigorjewna, habe ich Moskau bereits verlassen. Es drängt mich aber, verehrteste Frau, es Ihnen gegenüber noch einmal auszusprechen, wie sehr mir diesmal eine trockene geschäftliche Verhandlung ein Vergnügen, ein Genuß und vielleicht noch mehr war. In tiefer Ehrerbietung küsse ich Ihnen die Hand. Ihr dankbarer

Chester Harris."

In den Ohren Xenia Tsaturowas saust und braust es. In wildem Spiel wirft die Phantasie alles durcheinander, was sie für die Zukunft in ehrgeizigen Träumen gesehen und ersehnt hat. Vorbei sind diese Träume. Unerfüllt bleibt die Sehnsucht nach Europa. Und irgendwo im Nebel der unklar wogenden Gedanken taucht die Gestalt Alexander Huenes auf, doch mit drohender Gebärde. Und trotz der stumm zusammengepreßten Lippen ruft es durch die Wirre der tobenden Gedanken: „Nicht, Sascha! — Marfa, bete für mich!"

Schweigend reicht Xenia Tsaturowa Harris' Billett zu Latwin hinüber.

Und auch Latwin erbleicht. Aber die schaffende Vorstellungskraft des Mannes arbeitet mit der Schnelle der sich jagenden Blitze eines schweren Gewitters, Wege suchend, in plötzlicher Erhellung sie findend: Der Hieb der Amerikaner will sitzen — jetzt rasch Parade und Gegenhieb!

Und aus dem Billett Chester Harris', das er zwischen den Fingern hält, spricht es auf einmal zu ihm: Welch' eine eigentümliche Weichheit in diesen Zeilen! Eine ungeahnte Weichheit Xenia Tsaturowa gegenüber von seiten dieses trockenen, wortkargen, nur auf seinen Vorteil bedachten Amerikaners — und der Vorteil dieses Vertrages blieb doch auf seiten Moskaus . . .!

Latwin blickt zu Xenia Tsaturowa hinüber. Stumm sitzt sie da. Bleich, undurchdringlich, schön. Nur mit starren, glanzlosen Augen. „Sphinx" murmelt er leise.

Auf springt er. Durch das Zimmer jagt er hastig, als wenn er mit einem Entschluß kämpfe. Dann bleibt er vor Medwedjeff stehen.

„Sie müssen nach London, Boris Borissowitsch!" sagt er. „Bieten Sie Meterlink unsere Nafta=Felder in Konzession an. Sagen Sie denen in London, daß wir bereit sind, unsere Option auf die persischen Erdölvorkommen mit ihnen zu teilen. Christlich zu teilen. Zum Bruch mit London darf es nicht kommen. Die Vorschläge machen S i e — aber das Unterhandeln überlassen Sie Xenia Grigorjewna. Sie bleiben als die unbekannte Größe, die nur unterzeichnet, im Hintergrund . . ."

Latwin macht eine kleine Pause, wie um die Wirkung seiner Worte zu beobachten. Hochrot steht die Erregung auf den Gesichtern Medwedjeffs und Xenia Tsaturowas, doch ihre Augen blicken an einander vorbei.

Latwin räuspert sich und holt tief Atem, als wenn er jetzt noch etwas mitteilen müßte, was ihm nicht besonders angenehm wäre. Und zu Xenia Tsaturowa sagt er:

„Xenia Grigorjewna! Wir im Rat der Volkskommissare erkennen es gern an, daß Sie Ihre außerordentlichen Fähigkeiten uneigennützig in den Dienst des Landes gestellt haben. Aber es ist noch nicht vergessen, daß Sie aus einer Familie der Bourgeoisie stammen und in bourgeoisen Anschauungen erzogen sind. Ehe wir Ihnen Gelegenheit geben, sich weiter auszuzeichnen, müssen wir Sie fester an uns binden. Dieses Band wird nicht drückend sein. Seit Jahren haben Sie Seite an Seite mit Medwedjeff gearbeitet. Es wird Ihnen nicht lästig sein, das Band gemeinsamer Arbeit durch eine innere Gemeinschaft zu verstärken . . ."

Wieder macht Latwin eine Pause. Zynisch=brutal ist jetzt das Lächeln auf seinen Lippen. Und mit Worten, kurz, abgehackt, als wenn sie einen Widerspruch nicht zuließen, schließt er:

„Der standesamtliche Kommissar des 9. Distrikts wird zu jeder Stunde bereit sein, Ihre Ehe zu registrieren, Genossin Tsaturowa, Genosse Medwedjeff. — Um acht Uhr abends wird das Spezialflugzeug der Regierung auf dem Chodinka=Platz für Sie bereitstehen, und morgen nachmittag müssen die Verhandlungen in London begonnen haben . . ."

Eine Tür klappt. — Latwin hat das Zimmer verlassen.

Zwei Menschen bleiben zurück. Zwei Menschen, welche ein Schicksal bisher eigentümlich geführt hat, die nun den Befehl haben, miteinander die Ehe einzugehen.

VI.

Um die Zeit, da Xenia Tsaturowa und Boris Borissowitsch Medwedjeff begannen, miteinander zu ringen, als unter ihren Fenstern hinweg, den Kusnetzki=Most hinunter, endlose Reihen aufgescheuchter Moskauer Arbeiter und Arbeiterinnen zogen, um mit vielem Geschrei und endlosem Absingen der „Internationale" vor der englischen Botschaft zu demonstrieren, da lag haushoch, wuchtig und schwer die „Olympic" vor dem Pier der „White Star Line" in Newyork, und ihre Sirene heulte und heulte in die Häuser, in die Wolkenkratzer Manhattans hinein, daß sie in wenigen Minuten ihre große Reise nach Europa anzutreten gedächte.

Am Eingang zur Landungsstraße, in der Abfertigungshalle steht Alexander Huene. Sein fatalistisch=gleichgültiger Humor ist einer wilden Verärgerung gewichen. Wütend flucht er in sich hinein. Seit den frühen Morgenstunden steht er nun hier und wartet vergeblich auf eine Nachricht von dem alten Brown. Ströme von Menschen sind an ihm vorbeigezogen. Die „Olympic" hat sie verschlungen. Berge von Gepäck hat der Riese des Ozeans noch geschluckt. Und wieder heult seine Sirene, als ob sie ihn narren wolle. Leer ist es um ihn geworden. Leerer und immer leerer von Menschen wird auch die breite Landungsbrücke, die sich so weit in den Hudson=Fluß hineinstreckt

Ein Automobil saust heran. Ein großer eleganter Rolls Royce, der Alexander Huene bekannt vorkommen will. Und über dem Steuer ein Mädchengesicht, von einem kleinen eleganten Toquehut eng umschlossen.

„Verteufelt hübscher Fratz in seinem kühlen, selbstsicheren Hochmut," schießt es Alexander Huene durch den Kopf — „und auch der Drahthaar=Terrier neben ihr . . ."

Die Erinnerung, das Erkennen fliegt in Alexander Huene hoch: es ist die junge Dame, die er vorgestern unten an der Gabelung des Broadway und der Park Row davor bewahrt hat, den alten Brown zu überfahren. Jenen alten Sünder, der ihn zum Dank dafür, daß er seine alten Knochen gerettet und ihm noch einen Lunch vorgesetzt hat, hierher gelockt hat und sich womöglich irgendwo über dieses dumme, deutsche Greenhorn ins Fäustchen lacht.

Der Rolls Royce bremst, aber mit einem eleganten Bogen biegt er zur Landungsstraße ein.

Vorbei sind Rolls Royce und die Erinnerung. Die Sirene der „Olympic" heult wieder scharf und durchdringend. Wie ein mißtönendes Echo klingt es von dem Häusermeer Manhattans zurück.

Einsam ist es um Alexander Huene geworden. „Wenn Sie noch mit wollen, junger Mann, müssen Sie sich aber beeilen," sagt ein Beamter der Schiffahrtsgesellschaft zu ihm mit einem spöttisch=mitleidigen Blick auf die beiden einfachen Handkoffer neben Alexander Huene.

Worte klingen ihm auf einmal ins Ohr. Die Worte seiner jungen, teilnahmsvollen Wirtin, der guten Frau Evarts aus Flensburg.

„Probieren Sie es doch, Herr Huene!" hatte sie gesagt. „Probieren Sie es ruhig. Und wenn man sich mit Ihnen einen schlechten Scherz erlaubt hat, dann kommen Sie ruhig wieder zurück. Das Zimmer halte ich Ihnen frei."

Entschlossen faßt Huene nach seinen Koffern. Er will zurück.

Da stürmt es heran. Ein junger Mann. Verstört. In Eile.

„Mister Alexander Huene?"

„Yes!"

„Allright! Schnell, Mister Huene. Wir haben keine Zeit zu verlieren."

Die beiden Handkoffer fliegen als Nachzügler in den Gepäckraum, von den Beamten verärgert in Empfang genommen. Ein kleiner Wettlauf beginnt. Über die Landungsstraße an rufenden, winkenden Menschen vorbei. Die Landungsbrücke schwankt leicht unter Alexander Huenes Füßen. Und dann nach einem raschen Weg durch prunkende Räume, über Treppen und Korridore steht er in einer eleganten, kleinen Kabine.

Und in der gleichen hastenden Eile, wie er ihn hierher geführt, sagt sein Begleiter: „Hier, Mister Huene, die Fahrkarte nach London. Dann, diesen Brief, den Sie aber erst öffnen dürfen, wenn Sie nach der Freiheitsstatue und den „Meerengen" den Ozean erreicht haben . . ."

„. . . versiegelte Ordre. Auf hoher See zu öffnen!" geht es Alexander Huene in militärischer Erinnerung durch den Sinn.

„. . . und wenn die Vorschläge, die der Brief enthält, Ihnen nicht gefallen sollten," sagt sein Führer in seiner hastenden Eile weiter, „hier ist eine Summe, die Ihnen die Rückfahrt wieder gestattet. Wenn Sie es wünschen, können Sie nach einigen Wochen hier am Pier der White Star Line mit einem netten Überschuß in der Tasche landen. Good bye, Mister Huene!"

„. . . bye . . . bye!"

Der junge Mann ist verschwunden. Immer noch hält Alexander Huene einen Packen Dollarnoten in der Hand. Ein Bulldoggengesicht von Steward schiebt sich in die Kabine. Die beiden Handkoffer Huenes stellt er hin. Mit wenig achtungsvollem, trocknen Gruß entfernt er sich wieder.

(Fortsetzung folgt)

Chinesische Geheimgesellschaften.

Von Sidi v. Förster-Streffleur.

In keinem Lande haben sich Geheimorganisationen in solcher Menge zusammengeschlossen wie in China. Die dadurch hervorgerufenen merkwürdigen und oft gefährlichen Zustände konnten nur in einem Staate gedeihen, dessen Länder durch unehrliche und bestechliche Beamte Jahrhunderte lang schlecht verwaltet waren. Unter den Mitgliedern der verbotenen Organisationen finden sich nicht selten hohe Regierungsbeamte. Die Gesellschaften gelangen dadurch zu ungeheurer Macht, der die Bevölkerung schutzlos preisgegeben ist, denn die „Brüder" haben ihre Gründungsziele längst vergessen und sind zu einem Schrecken des Volkes entartet.

Die Kongsis, wie die Geheimbünde dort genannt werden, können in zwei Klassen geteilt werden. Viele Geheimbündler treten nur zu verbrecherischen Zwecken zusammen und bilden einfach Räuber- und Mordbanden, unter denen die Seeräuber eine große Rolle spielen. Im ganzen Reiche verbreitet, werden diese Bündnisse durch grausamste Disziplin zusammengehalten. Die zweite Art der Organisationen trägt meist politischen Charakter oder tritt als Femgericht auf. Über religiöse Fragen kann der philosophisch denkende Chinese sich nicht ereifern. Doch auch diese Geheimgesellschaften entarteten mit der Zeit so sehr, daß ganze Gegenden durch sie unsicher gemacht werden können. Besonders in unruhigen Zeiten mischen sich unberechenbare Elemente hinein, denen es nur darum zu tun ist, ihre persönliche Rache oder ihren Blutdurst zu befriedigen.

Eine der bekanntesten dieser Gesellschaften führt den Namen Tinlinei = Dreieinigkeit — oder Triasgesellschaft. Von edelsten Menschen gegründet, artete sie im Laufe der Jahrhunderte zu einer Räuberbande aus, die vor dem chinesischen Umsturz den Süden des Reiches in beständiger Aufregung hielt.

In der Provinz Fukien stand seit Menschengedenken das Bergkloster Shaolin. Dessen buddhistische Mönche waren als stahlharte Männer bekannt, die auch den Kampf mit Tigern nicht scheuten. Die tapferen Recken genossen im ganzen Reiche hohes Ansehen. Viele Zöglinge kamen zu ihnen, um im Speerwerfen, Bogenspannen und in strategischen Künsten unterrichtet zu werden. Als in der Regierungszeit des Kaisers Kanghi der Fürst von Silu sich gegen diesen empörte, sandte der Herrscher eine Bitte an die Mönche im fernen Gebirge, ihm in dem Feldzuge beizustehen. Die hundertachtundzwanzig Mönche des Klosters mit ihren Zöglingen besiegten den Fürsten von Silu und zogen nach Peking, wo der Kaiser sie voll Dankbarkeit empfing.

Doch die weltentsagenden Mönche fühlten sich in der Hofluft nicht wohl und kehrten wieder in ihr stilles Kloster zurück. Bald fanden sich bei Hof Neider, die aus Eigennutz die Mönche bei dem Kaiser verdächtigten und behaupteten, diese wollten Kanghi vom Throne stürzen und selbst die Regierung ergreifen. Dem Monarchen wurde so lange zugesetzt, bis er heimlich das Kloster samt den Mönchen umzingeln und verbrennen ließ. Fast alle tapferen Männer fanden ihren Tod in den Flammen. Nur fünf von ihnen konnten sich retten. Sie gründeten einen Bund, der es sich zum Ziele setzte, das Land von dem verräterischen Kaiser zu befreien. Bald fand dieser Bund Tausende von geheimen Anhängern. Beim Abschied von einander verfaßten die fünf Patriarchen einen Vers, der noch heute den Mitgliedern der Gesellschaft als Erkennungszeichen gilt.

Doch wie haben die Triasbrüder sich im Laufe der Zeit geändert! In einem südlichen Dorfe wird ein reicher Bauer von Räubern überfallen und seiner Viehherde beraubt. Am nächsten Tage erhält er die Botschaft, er möge sein Vieh an einer bestimmten Stelle holen. Der Bauer bittet den Bürgermeister des Dorfes, ihm Soldaten für diesen Gang mitzugeben, was dieser auch gewährt. Doch wie sie an die angegebene Stelle kommen, stehen Männer mit vorgehaltenen Pistolen vor ihnen und drohen, jeden zu erschießen, der nicht Mitglied ihrer Gesellschaft werden will. Aus Furcht gehen alle auf diese Forderung ein und ziehen mit dem Vieh ab. Ein einziger Soldat besitzt den Mut, die Räuber beim Bürgermeister anzuzeigen. Am nächsten Morgen findet man ihn mit durchschossenem Kopfe auf der Dorfstraße liegen. Ist der Bürgermeister tapfer und ehrlich, geht er nun selbst mit seinen Soldaten auf die Suche der Verbrecher. Doch in den wenigsten Fällen gelingt es ihm, ihrer habhaft zu werden. Meistens wird er selbst von den Räubern umzingelt und durch Geldgeschenke bestochen oder mit dem Revolver gezwungen, dem Geheimbund — in diesem Falle der Triasgesellschaft — beizutreten. Nun ist das ganze Dorf der Bande ausgeliefert, denn wehe demjenigen, der den Bürgermeister bei der Regierung anzeigen wollte! Die Rache der ganzen Gesellschaft würde ihn treffen.

Die Kenntnis der geheimen Zeichen und Bräuche der Kongsi-Brüder verlangt jahrelange Übung, und eingeborene Chinesen erzählen, sie können mit „Brüdern" beisammen sitzen, ohne eine Ahnung von den Geheimnissen zu haben, die diese sich durch Worte und Fingerhaltungen während eines anscheinend harmlosen Gespräches anvertrauen. Macht ein Eingeweihter die arglose Bemerkung, Herr Tschang hätte heute ein Huhn gegessen, so wissen die Mitglieder, dies bedeutet Tschangs Todesurteil, während den Uneingeweihten nichts dabei auffällt. Auch halten die Geheimbündler ihre Pfeifen, Teetassen, Eßstäbchen und sonstige Gegenstände anders als gewöhnliche Menschen, die es nicht merken können. Dieses Geheimnisvolle erweckt große Angst unter der Bevölkerung, und die Neugier, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen, führt den Organisationen eine Unmenge Mitglieder zu.

Geheimbünde, die sich politisch entgegenstehen und von Haß gegeneinander erfüllt sind, verüben an ihren politischen Gegnern grauenhafte Morde und Untaten. Gewiegte Kenner der chinesischen Verhältnisse behaupten, die geheimnisvollen Morde der „Brüder" untereinander zählen jährlich nach Tausenden. Wenn die Gegner schon im offenen Streit mit den grausamsten Mitteln kämpfen, so ist der Tod der Unglücklichen, die als Gefangene in die Hände ihrer politischen Feinde fallen, überaus qualvoll. Nach sicheren Quellen werden anders gesinnte gefangene Kongsibrüder nach langen Mißhandlungen gewöhnlich lebendig begraben. Jedes Opfer jedoch soll diesen Tod mit stoischer Ruhe ertragen. Eine noch grausamere Todesart ist das vollständige Entkleiden des Feindes und das Schlagen des nackten Körpers mit Brennesseln, worauf meistens Wahnsinn eintritt. Oder der entblößte Leib des Gefangenen wird mit Syrup bestrichen;

im Walde an einen Baum gefesselt und den Insekten preisgegeben. Wenn bösartige Waldwespen den Körper überfallen, ist der Tod verhältnismäßig barmherzig, da der Mensch ihren Stichen schnell erliegt. In Gegenden, wo es viele Sümpfe gibt, findet man oft solche armen Opfer in der Mitte des Sumpfes gefesselt stehen und unrettbar langsam versinken.

Niemand in China hat die Macht, diese Geheimgesellschaften zu unterdrücken. Während der jetzigen Wirren soll es damit nicht besser geworden sein.

Das Los.

Jon sitzt in der Eisenbahn. Neben ihm ein älterer Herr.

„Verzeihung", sagt der ältere Herr, „mein Geld ist etwas knapp geworden. Ich habe aber ein Lotterielos im Werte von sechzig Mark bei mir, das ich für die Hälfte verkaufen würde. Haben Sie Interesse dafür?"

„Hm", macht Jon. Guckt den älteren Herrn an, guckt das Los an. „W. Schulz" steht darauf gestempelt, „Kollekteur, Berlin."

Jon denkt nach und kauft das Los für dreißig Mark. Dann macht er sich mit dem anderen bekannt, und es stellt sich heraus, daß der Königsbauer heißt und auch nach Wien fährt.

Zwei Tage später — in Wien — kommt Königsbauer zu Jon. „Ich möchte das Los gern zurückkaufen", sagt er, und seine Stimme zittert.

„Zurückkaufen?" fragt Jon. „Warum?"

„Ich möchte es gern wiederhaben", stottert Königsbauer. „Ich zahle Ihnen volle sechzig Mark."

Jon schüttelt den Kopf.

„Ich zahle Ihnen hundert Mark."

„Geben Sie doch zu", lacht Jon, „das Los hat wieder gewonnen?!"

Königsbauer senkt den Kopf. „Ja", sagt er, „mein Kollekteur telegraphiert mir eben, daß ich zehntausend Mark gewonnen hätte."

„Dann schlage ich vor", lacht Jon weiter, „wir teilen uns den Raub. Sie besorgen sich fünftausend Mark und kaufen mir das Los für diesen Betrag ab."

Der ältere Herr nickt, besorgt sich das Geld und zahlt Jon fünftausend Mark.

Eine halbe Stunde später telephoniert Jon mit seinem Freund Boos in Berlin. „Hör' mal", sagt er, „jetzt mußt du noch ein zweites Telegramm mit folgendem Wortlaut an Königsbauer aufgeben: Druckfehler in der Gewinnliste, leider Niete, Schulz, Kollekteur."

Hans Riebau.



Bunte Chronik



* **Der Amokläufer von Palm-Island.** Vor der Küste des australischen Staates Queensland liegt die kleine Insel Palm-Island. Auf ihr befindet sich ein von der Regierung angelegtes und beaufsichtigtes Reservat für australische Eingeborene, dessen Leiter der seit Jahren dort ansässige englische Superintendent Curry war. Ihm zur Seite standen ein englischer Arzt, Dr. Pattison, und dessen Frau als Lehrerin. Auf der Insel war noch nie der geringste Zwischenfall zu verzeichnen gewesen. Nun lief in letzter Zeit auf dem Festland das Gerücht, Superintendent Curry behandle die Eingeborenen schlecht. Kürzlich kam ein Boot mit zwei völlig erschöpften Australiern im kleinen festländischen Hafenort Rollingstone an. Die Eingeborenen erklärten, mit Aufbietung aller Kräfte gerudert zu haben, um eine dringende schriftliche Meldung zu überbringen. Auf diesem Zettel stand: „Wir sind hier auf Palm-Island in höchster Not. Wir haben keine Lebensmittel mehr. Die Stationsgebäude sind niedergebrannt. Dr. Pattison hat eine Kugel im Schenkel, seine Frau ist im Nacken schwer verwundet. Wir brauchen sofort Unterstützung." Zu diesem geheimnisvollen Hilferuf konnten die Eingeborenen hinzufügen, der Superintendent sei plötzlich wahnsinnig geworden und habe seinen weißen Kameraden verwundet, um dann zu verschwinden. Die in aller Eile entsandte Hilfsexpedition brachte Aufklärung über die eigenartigen Vorgänge auf Palm-Island. Superintendent Curry, der sein ganzes Leben unter den Eingeborenen zugebracht und ihnen gewidmet hatte, mußte sich den völlig ungerechtfertigten Vorwurf, sie seien von ihm schlecht behandelt worden, so zu Herzen genommen haben, daß er darüber den Verstand verlor. Er verwundete ohne jede Veranlassung seinen weißen Kollegen, den Arzt und dessen Frau schwer. Dann stürzte er vollends von Sinnen in seinen Bungalow zurück und tötete seine zwanzigjährige Tochter und seinen zehnjährigen Sohn. Um sein Vernichtungswerk gegen alles, was ihn an seine Tätigkeit erinnerte, zu vollenden, brannte er die Stationsgebäude mit den Vorräten nieder. Dann sahen ihn die entsetzten Eingeborenen die Station im Boot verlassen. Allem Anschein nach beabsichtigte der Wahnsinnige, auch die Weißen auf den benachbarten Inseln zu töten. Irgend ein Umstand aber veranlaßte ihn zur Rückkehr, kurz nachdem der Hilferuf nach Rollingstone gesandt worden war. Ein Eingeborener sah den Amokläufer und tötete ihn mit einem Schuß.

* **Eisenbahn ohne „r".** Der junge Mann, der die Universität besucht hat, schreibt das „Oxford-Magazine", ist für die geschäftliche Laufbahn besser ausgerüstet als der junge Mann, der nur eine geschäftliche Ausbildung erhalten hat. Denn dieser sieht nicht über sein Pult hinaus, während der aus der Universität Hervorgegangene gelehrt worden ist, um sich zu sehen, und daher einen viel weiteren Blick hat. Das Magazin beleuchtet diesen Standpunkt durch die folgende Mitteilung: Ein Student der unteren Semester, sehr gescheit, aber auch sehr lässig, wurde im vorigen Jahre bei einer Eisenbahn — sagen wir bei der „Great Western" — angestellt. Die Gesellschaft sagte ihm, er müsse sich berufliche Erfahrung dadurch erwerben, daß er von der Pike auf diene. Er wurde demgemäß erst als Träger, dann als Bureaugehilfe verwendet. Nach kurzer Zeit wurde diese Beschäftigung ihm unerträglich, so daß er den Posten aufgab. Da man aber bemerkt hatte, daß er sehr intelligent war, und die Gesellschaft daher nicht ganz auf seine Dienste verzichten wollte, wurde ihm nahegelegt, jedes Jahr gegen erhebliche Entschädigung der Gesellschaft eine Idee zu unterbreiten, durch die größere Ersparnisse erzielt werden könnten. Der Student schrieb schon nach einer Woche den Direktoren: „Ich habe beobachtet, daß auf allen Waggons der Bahn die Buchstaben „G. W. R." (Great Western Railroad) aufgemalt sind. Daß sie eine Eisenbahn sind, weiß jeder. Wozu also das R (Railroad, Eisenbahn)? Warum nicht bloß „G. W.?" Wenn Sie das R weglassen, werden Sie eine Menge Geld sparen." Der Gesellschaft leuchtete dies ein. Sie ließ von nun ab das R weg und ersparte so nicht weniger als 7000 Pfund in einem Jahr (das sind 300 000 Zloty). So behauptet wenigstens das „Oxford Magazine", und der „Daily Telegraph" bringt die Geschichte in großer Aufmachung.

Lustige Rundschau



* **Die Entlassung.** „Warum haben Sie denn Ihre Stellung bei Hummel und Mückenbein verlassen?" — „Ja, sehen Sie, das war so eine Sache. Die Leute taten etwas, was mir nicht gefiel!" — „Sehen Sie mal an! Was haben die denn gemacht?" — „Sie kündigten mir!"

* **Alter.** „Hundertzehn Jahre sind Sie alt? Sie sind wohl der älteste Einwohner der Stadt?" — „Ja. Das heißt, meine Frau ist noch ein Jahr älter. Aber sie will nicht, daß man es erfährt."

* **Das Kleid.** „Siehst du das entzückende Abendkleid?" — „Wo?" starrte der Mann verzweifelt in das Schaufenster. — „Dort — unter dem Preiszettel." J. H. R.

* **Im Zoo.** „Ist der Elefant zahm?" — „Und ob — den können Sie um den kleinen Finger wickeln!"

* **Fürsorglich.** „Aber, Vater, wenn du so draufhaust — das kann ja die beste Hose auf die Dauer nicht aushalten!" P. P.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.